



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

59. JAHRGANG – HEFT 4
JULI / AUGUST 2007

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JULI / AUGUST 2007

INHALT

Andreas Rössler: **Fürsorge, Leitung, Vorsehung** 85

Thomas Hoffer: **Ein freier Wunsch** 88

Helmut Hölder: **Licht und Dunkel in der Schöpfung** 91

Werner Zager: **Wer war Jesus wirklich?** 100

Bücher 107 **Personen** 111

Register für „Freies Christentum“ 1987-2006 111

Einladung zur Mitgliederversammlung 2007 112

Termine 112

Dritte Umschlagsseite: **Jahrestagung 21.-23. September 2007 in Bad Boll**

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619
E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

Druck

Maisch + Queck
Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Professor Dr. Helmut Hölder
Florentiner Str. 20/2028, 70619 Stuttgart

Thomas Hoffer
Großbeerenstr. 12, 28211 Bremen

Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller
Am Ramsberg 11, 99817 Eisenach

Schriftleitung

Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße 20,
70619 Stuttgart, Tel. 0711/4 78 06 47
E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Fürsorge, Leitung, Vorsehung

Am 12. März 1607, also vor jetzt 400 Jahren, ist der evangelische Pfarrer Paul Gerhardt (1607-1676) geboren, neben Martin Luther der fruchtbarste und bedeutendste Kirchenlieder-Dichter deutscher Sprache. Von Gerhardts deutschsprachigen 134 Gedichten (dazu kommen noch einige lateinische) finden sich 26 im Stammteil des Evangelischen Gesangbuchs (EG). Im Paul-Gerhardt-Jahr kommt in Gottesdiensten und Veranstaltungen der Kirchengemeinden Paul Gerhardt mit seinem Liedgut und seiner Lebensgeschichte häufig zu Wort.

Der Geistliche mit einem eher gemächlichen Lebenslauf (er studierte 14 Jahre lang Theologie an der Wittenberger Universität), der Zeitzeuge des grausamen Dreißigjährigen Krieges mit schwerem persönlichem Schicksal (vier seiner fünf Kinder starben kurz nach der Geburt) macht freien Christen an einem Punkt Schwierigkeiten: Der eigentlich friedfertige Mensch, dessen Choräle nur gesamtchristliches, ökumenisches Glaubensgut enthalten und die deshalb auch außerhalb des Protestantismus gesungen und gebetet werden, sollte sich als Pfarrer an der Nikolaikirche zu Berlin verpflichten, als evangelisch-lutherischer Christ grundsätzlich nicht gegen die evangelisch-reformierten Mitchristen zu polemisieren. Paul Gerhardt verweigerte sich dieser Toleranzvorschrift von Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem „Großen Kurfürsten“, und ließ sich von seinem reformierten Landesherrn auch keine goldene Brücke bauen, als dieser von ihm statt einer Unterschrift nur noch eine mündliche Zusage verlangte. Paul Gerhardt empfand auch das noch als einen Angriff des Staates auf die Freiheit der Verkündigung der Kirche. So wurde er 1667 amtsenthoben und trat ein Jahr später eine Pfarrstelle in Lübben im Spreewald an.

Wie auch immer – als am 17. November 1624 der schlesische Mystiker und Philosoph Jakob Böhme (1575-1624) gestorben war, ein treuer lutherischer Christ, wollte ihm wegen seiner angeblichen Irrlehren der zuständige Görlitzer Pfarrer ein christliches Begräbnis verweigern, das dann aber vom Magistrat der Stadt Görlitz, also vom Staat, erzwungen wurde. Auch das ist ein Beitrag zum Problem der freien Kirche im Staat.

Die Lieder Paul Gerhardts haben für die christliche Frömmigkeit eine einzigartige Bedeutung bekommen. Sie haben unzählige Menschen im Leben und im Sterben begleitet, etwa Dietrich Bonhoeffer. Sie strahlen Gottvertrauen aus,

Zuversicht in Gottes Führung im täglichen Leben, Dank für die Gaben der Schöpfung und für die in Jesus Christus offenbar gewordene Güte und Barmherzigkeit Gottes, Hoffnung auf das Geborgensein in Gottes Ewigkeit auch nach dem Tod. Von den vielen geistlichen Liedern, die heute gedichtet werden, können sich nur wenige mit denen von Luther und Gerhardt messen.

Eines der Hauptmotive in Gerhardts Liedern ist die göttliche „Vorsehung“. Diesen alterwürdigen theologischen Begriff der „Vorsehung“ (providentia) sollten wir uns nicht durch Adolf Hitlers unsägliche Rhetorik nehmen lassen, der sich gerne auf die „Vorsehung“ berief, um sein verbrecherisches Tun pseudoreligiös zu bemänteln. In der Neuausgabe 2006 des „Wörterbuchs der Religionen“ (Alfred Kröner Verlag Stuttgart) wird beim Artikel „Vorsehung“ irreführend auf die Prädestination (Vorherbestimmung) verwiesen und knapp definiert: „(Bewahrendes) Vorauswissen Gottes in der christlichen Schöpfungslehre.“ In der Ausgabe 1976 (Alfred Bertholet und Kurt Goldammer) dagegen steht zutreffend: „Ein der Stoa entnommener Begriff. Bezeichnung der über Weltgeschehen und Menschenleben vernunftmäßig waltenden Macht, die dadurch charakterisiert ist, dass sie alles ‚vorsieht‘, das heißt die von ihr geschaffene Welt erhält und nach ihren Zwecken lenkt.“

Paul Gerhardts Lied „Befiehl du deine Wege“ (EG 361) ist der klassische Ausdruck für den christlichen Vorsehungsglauben, also das Vertrauen auf Gottes Führung und Leitung im täglichen Leben der einzelnen Menschen und im größeren Weltgeschehen: „Ihn, ihn lass tun und walten, er ist ein weiser Fürst und wird sich so verhalten, dass du dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit wunderbarem Rat das Werk hinausgeführt, das dich bekümmert hat“ (EG 361,8).

Es ist ein Glaube gegen den Augenschein, denn Gott ist im Geschehen kein Faktor neben anderen, sondern eine völlig andere Dimension, die Dimension des Ganzen und Unbedingten. Gottes Wirken in seiner Schöpfung und unter den Menschen geschieht verborgen, „in, mit und unter“ den von Gott selbst bereitgestellten Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten der Natur und der relativen Freiheit der Menschen, die auch eine Freiheit zum Bösen ist. Um Missverständnisse abzuwehren, ist zu betonen: Erstens greift Gott allem Anschein nach nicht direkt in das Geschehen ein, und schon gar nicht miraculös-übernatürlich. Zweitens ist Gott kein permanenter Schutzengel, und so können wir ihn nicht für unsere Wünsche instrumentalisieren. Drittens gängelt Gott uns nicht; er nimmt uns unsere Entscheidungen nicht ab. Positiv bedeutet Gottes Führung und Leitung, dass, was auch immer geschehen mag, Gott uns nahe ist. Alles bleibt in seiner gütigen Hand. Er führt alles auf das gute Ziel seines Reiches hin. So werden

Ängste und Sorgen wenigstens eingeschränkt. Den von Gott ernst genommenen Alltag glauben wir in seinem künftigen Reich aufgehoben, aufbewahrt. Wir bleiben jetzt nicht isoliert, sondern sehen uns, trotz allem, von Gott getragen und in ihm geborgen. Am ehesten spüren wir sein Eingreifen, wenn wir uns seinem Geist öffnen und dadurch erneuert werden: „Auf, auf, gib deinem Schmerze und Sorgen gute Nacht, lass fahren, was das Herze betrübt und traurig macht; bist du doch nicht Regente, der alles führen soll, Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl“ (EG 361,7).

Der Theologe und Philosoph David Friedrich Strauß (1808-1874) kehrte sich zunehmend vom christlichen Glauben ab und wandte sich einem pantheistisch-materialistischen „neuen Glauben“ zu, in dem „das Universum“ an die Stelle Gottes trat. Es ist bewegend, wie er in § 111 seines Alterswerks „Der alte und der neue Glaube“ (1872) dem christlichen Vorsehungsglauben nachtrauert: „Dem ängstlichen Gefühle, in der Welt dem rohen Zufalle preisgegeben zu sein, öffnet es [das Christentum] die bergenden Arme des Vorsehungsglaubens; während es diese ganze trübe Erdennacht durch den Ausblick auf ein unsterbliches himmlisches Leben erhellt. [...] Man sieht sich in die ungeheure Weltmaschine mit ihren eisernen gezahnten Rädern, die sich sausend umschwingen, ihren schweren Hämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen, in dieses ganz furchtbare Getriebe sieht sich der Mensch wehr- und hilflos hingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unvorsichtigen Bewegung von einem Rade gefasst und zerrissen, von einem Hammer zermalmt zu werden. Dieses Gefühl des Preisgegebenseins ist zunächst wirklich ein entsetzliches.“ An die Stelle des verloren gegangenen Vorsehungsglaubens treten bei Strauß „Quellen des Trostes in unserem Innern“: und zwar erstens die Einsicht, dass die „Verkettung der Ursachen in der Welt die Vernunft selber ist“, zweitens der Gedanke, dass „eine Ausnahme von dem Vollzug eines einzigen Naturgesetzes“ „die Zertrümmerung des Alls“ bedeuten würde, drittens „die freundliche Macht der Gewohnheit“, mit der wir uns auch „einem minder vollkommenen Zustande“ anzupassen verstehen, und viertens die Einsicht, das „unser Befinden [...] seinen Gehalt an Glück oder Unglück aber nur aus unserm eigenen Inneren empfängt“.

Strauß bleibt auf diese Weise freilich auf sich selbst gestellt. Paul Gerhardt dagegen bezieht sich auf die Macht, der sich alles verdankt. So heißt es in seinem Lied „Ich singe dir mit Herz und Mund“: „Was sind wir doch? Was haben wir auf dieser ganzen Erd, das uns, o Vater, nicht von dir allein gegeben wird? [...] Wohlauf, mein Herze, sing und spring und habe guten Mut! Dein Gott, der Ursprung aller Ding, ist selbst und bleibt dein Gut“ (EG 324,3.13).

Andreas Rössler

Ein freier Wunsch

Am besten die Gelassenheit

Der Bremer Pädagoge Thomas Hoffer, Lehrer im Ruhestand, geht in der folgenden Parabel der Frage nach, was ich mir denn wirklich wünsche. Sind meine Wünsche zu eigensüchtig? Pfusche ich mit meinen Wünschen für andere Gott in Handwerk? Soll ich passiv bleiben oder aktiv sein? Schließlich stößt er auf das bekannte „Gelassenheits-Gebet“.

Ich ging spazieren. Da trat ein Engel zu mir und sprach: „Du hast heute ein gute, eine große gute Tat vollbracht: dafür sollst du eine große Belohnung bekommen.“ „Ach, nicht doch“, unterbrach ich ihn lächelnd. Aber er fuhr unbeirrt fort: „Du hast einen Wunsch frei, den wird Gott dir erfüllen. Aber überlege ihn sorgfältig, denn, einmal ausgesprochen, kannst du ihn nie mehr verändern oder zurücknehmen. Morgen um diese Zeit werde ich wieder hier sein, um deinen Wunsch zu hören. Nutze die Zeit!“ Und mit diesem Satz verschwand der Engel.

Verwirrt schaute ich mich um. Hatte wirklich ein Engel mit mir gesprochen, gerade eben, hier? Doch ich erinnerte mich so klar an seine Sätze, dass ein Irrtum ausgeschlossen war. So setzte ich mich auf eine Bank und begann zu überlegen, was ich mir nun wünschen wollte.

Neue Möbel, teure Kleidung? Ein tolles Auto, edler Schmuck, eine große Villa, ein dickes Aktienpaket?

Zugegeben: meine ersten Ideen waren sehr profan. Aber ich merkte schnell, dass dieser freie Wunsch zu kostbar war, um ihn für käufliche Dinge zu verwenden. Ich schämte mich auch ein wenig. Denn ich hatte im Freundeskreis schon oft darüber geklagt, dass heutzutage so viele Menschen nur nach käuflichen Dingen streben und nicht begreifen, dass das wirklich Wertvolle gerade nicht für Geld zu haben ist.

So suchte ich weiter. Sollte ich mir Zufriedenheit für den Rest meines Lebens wünschen? Oder Gesundheit, Schönheit, Freude? Einen liebevollen Ehepartner, dankbare Kinder, zufriedene Eltern, gute Freunde? Dies alles ist für Geld zweifellos nicht zu haben. Dennoch zögerte ich nachdenklich. Es dauerte eine ganze Weile, bis mir der Grund für mein Zögern klar war: Wäre es nicht reine Bequemlichkeit, wenn ich etwas an Gott delegiere, was ich mir selbst erarbeiten kann? Ist dies nicht Teil meiner Lebensaufgabe? Gesund werde ich sein, wenn ich mich

gesundheitsbewusst verhalte. Einen liebevollen Partner werde ich haben, wenn ich zu ihm lieb bin, gute Freunde, wenn ich mich zu ihnen freundschaftlich verhalte, und so weiter.

So verwarf ich auch diese Wünsche und suchte weiter. Sollte ich mir ein Leben ohne Schicksalsschläge wünschen, ein langes Leben, einen sanften Tod? Das alles kann ich mir ja nicht selber erarbeiten. Zufrieden ging ich nach Hause. Aber dort kamen mir neue Zweifel. Langsam dämmerte es mir: Alle Wünsche, die ich bisher in Betracht gezogen hatte, waren eigennützig; immer ging es darum, etwas Gutes für mich selber zu bekommen. Das aber wäre diesem göttlichen Geschenk gar nicht angemessen. Meine Dankbarkeit für dieses wunderbare Angebot Gottes könnte ich doch viel besser zeigen, indem ich mir etwas für andere Menschen wünsche.

So überlegte ich weiter. Wem sollte ich mit meinem Wunsch helfen? Sollten alle Blinden wieder sehend werden, alle Kranken gesund, alle Unglücklichen glücklich? Sollte ich allen Hunger aus der Welt verschwinden lassen, alle Umweltzerstörung heilen? Sollte ich all' die schrecklichen Kriege für immer von dieser Erde verbannen?

Ein Schauer kroch mir über den Rücken. Ich begriff, wie viel Macht ich durch diesen freien Wunsch bekommen hatte; und ich spürte, wie viel Verantwortung auf mir lag.

Ich dachte lange nach über das Leid der Menschen und über das Böse im Menschen. Warum lässt Gott so viel Leid zu und so viel Böses?

Nach einer Weile fiel mir etwas ein, was ich vor Jahren einmal gelesen hatte: Gott lässt uns leiden, damit wir eine Chance bekommen, unsere Fehler zu erkennen und uns zu ändern. Und das Böse lässt Gott zu, damit wir es bereuen und uns für das Gute entscheiden können. Ich ließ mir diesen Gedanken durch den Kopf gehen und stimmte schließlich zu. Alles Leiden und alles Böse hat demnach seinen tieferen (guten) Sinn.

Aber dann würde ich Gott ja glatt ins Handwerk pfeuschen, wenn ich mit meinem freien Wunsch das Leiden oder das Böse aus der Welt schaffen wollte. War es nicht von vornherein gotteslästerlich, dass ich unsere Welt besser machen wollte als Gott? Sorgt Gott nicht dafür, dass alles gut endet - so oder so?

Ich spürte, dass ich einen wichtigen Schritt vorangekommen war. Wenn Gott alles zu unserem Besten lenkt, dann kann jeder Veränderungswunsch von mir doch nur eine Verschlechterung bedeuten. Darum kann mein Wunsch nur lauten: Ich habe keinen Wunsch, ich verzichte auf den mir geschenkten freien Wunsch. Ich nehme die Welt und das Leben gelassen und lächelnd so an wie sie sind und vertraue darauf, dass Gott jedem von uns das Richtige schickt.

In tiefer Zufriedenheit lehnte ich mich zurück. Ich war am Ziel. Zugegeben: Das Ergebnis war überraschend, ein Nicht-Wunsch als Wunsch. Aber hatte Jesus Christus nicht auch solche scheinbar widersprüchlichen Sätze gesagt ?

Und außerdem befand ich mich doch in guter Gesellschaft mit meiner Überzeugung. Viele weise Menschen in Europa, Asien und anderswo waren zu demselben Ergebnis gekommen wie ich. Sie sahen ihr Leben und die Welt um sich herum freundlich an und blieben ansonsten passiv.

Passiv. Passiv? Konnte das der Sinn meines Lebens sein, immer nur passiv zu bleiben? War das wirklich mein höchster Wunsch und Wille? Wieder zögerte ich, wie schon so oft an diesem vielleicht wichtigsten Tag meines Lebens.

Hatte nicht Gott selbst uns aufgefordert, unsere Mitmenschen zu lieben wie (auch) uns selbst? Damit war doch wohl aktives Eingreifen gemeint, nicht nur verständnisvolles Zuschauen.

Ich war verwirrt. Gerade noch hatte ich die Passivität, das Nicht-Eingreifen, als höchste Weisheit angesehen, und nun war ich wieder bei der Aktivität gelandet. In meinem Kopf drehte sich alles im Kreise.

Da lenkte der Zufall (Zufall ? Gott ?) meinen Blick auf den Kalender. Auf dem Kalenderblatt stand das bekannte „Gelassenheits-Gebet“. Mit einem Schlag war mir klar, dass dies die Lösung war: die Ausgewogenheit zwischen Passivität und Aktivität.

Jetzt wusste ich, was ich am nächsten Tag dem Engel als meinen Wunsch sagen würde :

„Gott gebe mir die Gelassenheit,
Dinge hinzunehmen,
die ich nicht ändern kann,
den Mut, Dinge zu ändern,
die ich ändern kann,
und die Weisheit,
das eine vom anderen
zu unterscheiden.“

(Anmerkung der Redaktion: Der Theologe und Pädagoge Theodor Wilhelm verwendete das Gelassenheits-Gebet in seinem Buch „Wendepunkt der politischen Erziehung“, das er 1951 unter dem Pseudonym „Friedrich Oetinger“ veröffentlichte. Seine Quelle war der amerikanische Theologe Reinhold Niebuhr, der das Gebet zwar nicht selbst verfasst hatte, es aber um 1941 bis 1943 einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machte. Theodor Wilhelm und seine Frau übersetzten es ins Deutsche.)

Licht und Dunkel in der Schöpfung

Christliches Denken im Widerspruch von Natur und Transzendenz

Dr. Helmut Hölder, emeritierter Professor für Paläontologie an der Universität Münster, beschäftigt sich in diesem Aufsatz mit der ethischen und religiösen Deutung naturwissenschaftlicher Gegebenheiten, etwa der Evolution, des Kampfes ums Dasein, des spezifisch Menschlichen im Unterschied zum Tierreich, der Zukunft des Kosmos. Unweigerlich kommt er dabei auch auf die Frage nach den Übeln in der Welt (die Theodizeefrage) zu sprechen.

Der Mensch ist der übrigen lebendigen Schöpfung gegenüber dank der ihm verliehenen Bewusstheit der Lebensbezüge in einer schwierigen Lage.

Gemeint sind hier Heil und Unheil - Letzteres in oder ohne Verquickung mit dem Bösen -, sowie Schuld und Tod. Während die außermenschliche Lebewelt natürlich-schuldlos und das Tier nur tierhaft ist, vermag der eines Schuldbewusstseins - der „Königskrone der Menschheit“ (Goethe) - fähige Mensch sowohl menschlich als auch unmenschlich zu handeln. Da aber beide Handlungsweisen von Zeit zu Zeit und Volk zu Volk unter sich ändernden Vorurteilen stehen, sieht sich der Mensch durch die sein Dasein bestimmenden Lebensbezüge in ständige Widersprüche verwickelt.

Dazu kommt mit dem allein den Menschen eigenen Todesbewusstsein der Zwist zwischen Religiosität mit beharrender und Wissen mit rasant akzelerierender (beschleunigender) Tendenz.

Vertrauender Glaube ist auch Suche, die nicht immer glatt aufgeht.

Natur und Ethik

Natur ist ohne Schuld, Naturkatastrophen sind „einfach Unheil“, auch wenn sie das Böse und damit die Schuld nach sich ziehen wie Plünderungen nach Erdbeben. Auch die Menschheit kommt ihrer biologischen Herkunft wegen aus diesem schuldlosen, „paradiesischen“ Zustand, auch wenn darin wegen des bitteren Daseinskampfes alles andere als nur paradiesisches Glück geherrscht hat.

Das Warum von Naturkatastrophen unterliegt allein wissenschaftlicher, nicht aber religiöser Beurteilung, da keinerlei Zusammenhang zwischen Geschehen und Opfern zu erkennen ist. Dasselbe gilt für innermenschliche Katastrophen wie den

kürzlich geschehenen Amoklauf an einer amerikanischen Universität mit zweiunddreißig Todesopfern. Auch Gebet kann hier nur im Verstummen enden.

Grundlage des Schuldbewusstseins ist die in ihrem Vollsinn allein den Menschen eigene Ethik, obwohl es biologisch durchaus sinnvolle, allerdings wohl nur „instinktive“ Ansätze dazu auch im Tierreich gibt (Schonung des Unterlegenen in Paarungskämpfen). In der Ausweitung auf den Schutz des Schwachen und Kranken, also auf Menschenliebe, erhebt sich die Frage nach den biologischen Auswirkungen. Der Nationalsozialismus meinte ja, „unwertes“ Leben auf Kosten der Menschlichkeit, und deshalb verbrecherischerweise, vernichten zu dürfen.

(In Einzelfällen allerdings sollte unter ärztlicher Mitwirkung Beihilfe zum Sterben eines leidenden Schwerstkranken aus Menschenliebe möglich sein.)

Die Spannung zwischen menschlicher Ethik und biologischer Evolution, in der das Durchsetzungsvermögen des Stärkeren eine maßgebliche Rolle spielt, lässt sich nur dadurch lösen, dass auch Ethik als Ergebnis der Evolution erkannt wird und es einzigartige Aufgabe des Menschen ist, aus Biologie und Ethik Menschlichkeit zu schaffen.

Über den Krieg

Die Kriege der Menschheit lassen sich nicht einfach auf den die natürliche Evolution mitsteuernden Daseinskampf zurückführen, für den die geringe urmenschliche Bevölkerungsdichte wenig Anlass bot. Sie sind vielmehr ebenso wie erste eigentliche Kriegswaffen eine Folge der Sesshaftwerdung des Menschen zu Beginn der Jüngeren Steinzeit vor rund 9000 Jahren und der damit verbundenen Landwirtschaft, also bodenständigem Besitz, der zu Rivalitäten führte. Dessen Achtung oder Missachtung aber ist von ethischer Qualität und rückt den Krieg bei oft gegenseitigem Schuldvorwurf in den zwiespältigen Bereich von Gut und Böse.

Der wohl erst junge Begriff des „Völkermords“ meint ausschließlich Böses, weshalb das Wort „Mord“ auf ähnliche Vorgänge im außermenschlichen Lebensbereich nicht passt und im menschlichen Bereich - z.B. beim Untergang von Eingeborenenvölkern infolge der weißen Invasion - schnell zu verblassen, allenfalls noch als Tragik empfunden zu werden pflegt.

Dem Schuldbewusstsein kriegerischen Handelns steht die von jeher hohe Bewunderung entgegen, die dem Krieger entgegengebracht wird und selbst vom Feind geteilt werden kann. Friedrich Schillers Wort „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein“ mag in Bezug auf den reinen Nahrungserwerb auch für das Raubtier gelten. Aber kriegerischer Mut und

Todesmut setzt Todesbewusstsein und Bereitschaft zur Hingabe des Lebens voraus, wie sie dem Tier fehlen, auch wenn Beobachtungen bezeugen, dass es ein Todesempfinden, ja Trauern, gegenüber menschlichen Freunden und auch Artgenossen gibt.

Für den Krieger aber meint Schillers Wort den sittlichen Gewinn des Lebens-einsatzes, der mit Selbstüberwindung, Pflichterfüllung, Kameradschaft und Soldatenehre zu tun hat und die Gefallenen im Kriegerdenkmal ohne Unterschied des Ranges als „Helden“ preist. Vor allem in Adelskreisen galt der Offiziersberuf als hohe Lebenserfüllung, und Kurt Tucholskys Wort aus dem 20. Jahrhundert, Soldaten seien Mörder, stieß, aus dem Kontext gelöst, weithin auf Empörung. Auch Gehorsam Untergebener gegenüber Vorgesetzten (und viele waren beides zugleich), für Mutige wie im Dritten Reich gegebenenfalls auch Gehorsamsverweigerung, erforderten sittliche Kraft.

Das Wort „Gott mit uns“ auf den Koppelschlössern von Soldaten auch noch im Zweiten Weltkrieg bedeutete, soweit es beachtet wurde, gewiss Ermutigung und Halt, ist aber vieldeutig. Indikativisch verstanden („Gott ist mit uns“) schwingt eine oft mit Anmaßung verbundene Selbstsicherheit mit. Schon die alten Israeliten hätten es auf ihrem Kriegszug gegen Kanaan (nach jüngsten archäologischen Forschungen ein Mythos!) sicher in diesem Sinn verstanden. Die Anmaßung kann sich bis zum befohlenen (!) Hass steigern wie an den deutschen Fronten des Zweiten Weltkriegs, dem in der Heimat die bösartigen Plakate mit der Aufschrift „Verachtet die Kriegsgefangenen“ entsprachen.

Konjunktivisch gibt das Wort „Gott mit uns“ der natürlichen Hoffnung Ausdruck, dass Gott mit uns sei oder sein möge, imperativisch dem Gebet „Sei mit uns, Gott!“ Seinen tiefsten Sinn erhält es aber durch die gedachte Ergänzung „...sei mit uns allen“, weil damit die Unterordnung unter den größeren Gott geschieht, dessen Zuwendung und Ratschluss allen gilt, gleich auf welcher Seite der Fronten sie ihre Pflicht tun.

Dem entspricht Bertolt Brechts erschütterndes Gedicht von den Müttern, die nach der Schlacht auf Siegerseite und Besiegtenseite um ihre gefallenen Söhne trauern. Jener tiefste Sinn ist wie weithin schwingender Glockenklang, wie ich ihn am Ostermorgen 1945 über den Fronten in den italienischen Bergen mit ihren zerstörten Dörfern erlebt habe, wie eine Erinnerung auch an das Gotteswort im ersten Kapitel der Bibel „Und siehe, es war sehr gut“ (1. Mose 1,31)- unbegreiflich eigentlich im Blick auf all das Unheil, all die Kriege und all das Böse, das sich seither abgespielt hat, aber auch im Blick auf den oft grausam erscheinenden Daseinskampf in der Natur, auf den diese in ihrem Sosein zur Erhaltung des Gleichgewichts jedoch angewiesen ist.

Wandlung des Weltbilds

Das Wort „Es war sehr gut“ bedingte im christlichen Raum lange Zeit ein statisches Weltbild. Es spiegelt sich noch in der Überzeugung des Philosophen Gottfried Wilhelm von Leibniz (1646-1716) von der „besten aller möglichen Welten“ wider. Am Anfang muss die Erde demnach aus Gottes Hand vollkommen mit runder und glatter Oberfläche hervorgegangen, ihr zerbrochen erscheinendes Relief also Folge der menschlichen Erbsünde sein, die zusammen mit Adam und Eva inzwischen selbst zum Mythos wurde. Ein großes Hindernis für die Anerkennung der seit Lamarck und Charles Darwin aufgekommenen Evolutionslehre lag darin, dass diese gerade das Unvollkommene zur Voraussetzung hat, aus dem unter Mitwirkung von Variation (Mutation), Auslese und Anpassung das Vollkommenere und zuletzt der Mensch hervorging.

Soweit christlicher Schöpfungsglaube sich dadurch nicht beirren ließ, musste er sich nun selbst anpassen und ersetzte die einmalige Schöpfung am Anfang durch die unter der Schöpferhand sich stetig wandelnde, vervollkommnende Schöpfung. Damit wandelte sich aber auch die Beziehung zur außermenschlichen lebendigen Welt. Bisher war der Mensch Krone von zugleich mit und auch für ihn Geschaffenem. Jetzt wurde ihm das in seinen Blick gelangende, fossil erhaltene Leben zum Rätsel über dessen Sinn. Können doch die in langen erdgeschichtlichen Zeiten millionenfach sich ablösenden Lebensformen nicht allein dazu bestimmt gewesen sein, einmal den Menschen heraufzuführen, obwohl das in den diagrammatischen „Stammbäumen“ der wissenschaftlichen Evolutionslehre mit der Mittel- und Spitzenstellung des menschlichen Astes noch im 20. Jahrhundert bewusst oder doch stillschweigend vorausgesetzt wurde.

Die vormenschliche Schöpfung muss vielmehr einen uns unbekanntem Eigenwert haben, und sei es auch nur der des Spielzeugs eines ruhelosen Schöpfers. Dem Menschen rückt sie als dessen Vor- und Mitgeschöpflichkeit zwar einerseits näher, lässt ihn in der Organisation der endlich zu ihm führenden Äste und Zweige des Baumes doch früh schon menschliche Merkmale und darin seinen eigenen Ursprung erkennen. Andererseits erblickt er nun im Auge der Eidechse, des Krokodils, des Krebses ein ihm völlig Fremdes, Unzugängliches, schon lange Äonen vor ihm die Erde Belebendes.

Und weiter, was sollen die kosmischen Weiten mit ihren Milliarden von Galaxien in der Hand eines Schöpfers, der zugleich dem Menschen zugewandt ist? Unbegreiflich von unserem kleinen menschlichen Kosmos aus, den jeder einzelne Mensch in seinem Denken, Ringen, Rätseln, Fühlen und Lieben doch auch darstellt!

Liebe

Lieben, Liebe: Wenn die letzte Wahrheit christlichen Glaubens darin besteht, dass Gott Liebe ist (so 1. Johannes 4,16), erhebt sich die Frage von Gottes Beziehung zur außermenschlichen Schöpfung, die, abgesehen von der instinktiven Mutterliebe auch im Tierreich, gewiss nicht unter dem Vorzeichen der Liebe (im Sinne des griechischen Wortes *agape*) steht. Ja es gibt dann neben dem areligiösen (atheistischen) Humanismus und dem anderen, der das eigentliche Humanum (das Menschliche) gerade in der *religio* (Rückbindung) an Gott als den Schöpfer sieht, eine in der kirchlichen Verkündigung weithin praktizierte dritte Art von „Humanismus“, welche in Religion nicht nur, was richtig ist, ein alleiniges Eigentum des Menschen sieht, sondern sie auch so gut wie ausschließlich auf den Menschen bezieht.

Das Alte Testament sieht dagegen das gesamte natürliche und menschliche Geschehen, Herrlichkeit und Schrecklichkeit der Natur, Liebe und Hass, Frieden und Krieg unter Gottes Urheberschaft. Neben dem Hohen Lied der Liebe (im Neuen Testament in 1. Korinther 13) gilt es, auch die gesamte Schöpfung mit ihrem Licht und ihrem Dunkel im Auge zu behalten, der nur, im Schweigen oder Gebet, mit Ehrfurcht begegnet werden kann. Auch dass das Gute ins Negative umschlagen kann (beispielsweise Größenwachstum, Vermehrung, Geburtenüberschuss), ist Folge stetiger Wandlung.

Dem seit Beginn der Neuzeit aufgetretenen Gedanken, dass ein planender Gott eine weniger fehlerhafte Schöpfung geschaffen hätte, antwortet das auf die Grenzen der Geschöpflichkeit weisende biblische Gleichnis vom Schöpfer und seinem Ton (etwa Jesaja 45,9; Römer 9,20-21).

Der Mensch hat an den ihn betreffenden Widrigkeiten der Schöpfung neben neu heraufbeschworenen Gefahren dank handwerklichem Geschick, Forscherdrang und zum Beispiel ärztlicher Liebe zum Nächsten schon vieles verbessert. Es gehört das zu dem ihm verliehenen Spielraum und Auftrag. Dass dabei unsere Vorfahren so vielen Mühen, Leiden und Schmerzen, die heute im Griff sind, noch hilflos gegenüberstanden, kann uns belasten.

Die Freiheit zum Bösen

Das Böse hat eine andere Qualität als das Unheil. Denn Ursache bösen Tuns ist allein der Mensch, dem der Schöpfer zugleich mit dem Geschenk der Freiheit die Möglichkeit dazu gab. Der Determinismus (= die Lehre von der Unabänderlichkeit und Notwendigkeit alles Geschehens) scheitert daran, dass sich der

Mensch dank seines Gewissens für Gut oder Böse entscheiden kann. Menschlich sein heißt also, das Böse überwinden, wozu auch die Annahme göttlicher Vergebung gehört. Unter bestimmten Bedingungen hebt sich das Böse selbst auf. So sehr technische Lust an Herstellung und Handel mit immer neuen Waffensystemen eigentlich unbegreiflich und nur böse erscheint, gilt Waffengebrauch gegen den „bösen“ Feind von jeher als gerechtfertigt.

Die Kreatur leidet in doppelter Weise unter der zumal durch die so starke Vermehrung übermächtig gewordenen Art „Homo sapiens“ (vernunftbegabter Mensch): erstens indem dieser sich der Kreatur natürlicherweise, also schuldlos bedient, an ihr zweitens aber durch unnatürliche Ausbeutung infolge von luxuriöser Lebensführung und gefühllosem Missbrauch tierischen Lebens schuldig wird.

Da die Überwindung des Bösen sich vervollkommener Ethik entspricht, gilt die tägliche christliche Bitte um Erlösung vom Bösen sowohl dem Schutze davor als auch eben dieser Vervollkommnung.

Visionen, Wissen, Glaube

Die Vision Jesajas, dass Schwerter einmal zu Pflugscharen werden (Jesaja 2,4), erscheint nicht völlig unerfüllbar und ist noch heute Ziel aller Friedensbewegungen, soviel auch ihrer Erreichbarkeit im Wege steht. Dass allerdings Wölfe einmal neben Lämmern lägen (Jesaja 11,6), widerspräche der geltenden Schöpfungsordnung.

Man mag solche Differenzierung als Beckmesserei empfinden, war jene Formulierung für den Propheten doch Ausdruck einer Vision, die sich nicht auf Realisierung hin prüfen lässt. Wenn aber heute auch die letztere Vision in einer Kanzelrede mit dem Zusatz verkündigt wird: „wie das unser christlicher Glaube ist“, dann klingt das nach dem Glauben an eine künftige, aller Realisierungsmöglichkeit aber bare Tatsache, die zu allem Wissen auch über die Zukunft in Widerspruch steht. Denn ein Friedensreich auch für die Kreatur setzte in der Tat „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ voraus (Offenbarung 21,1), wobei „das Alte vergangen“ ist.

Nun wird unsere Erde nach unserem heutigen Kenntnisstand aber in einigen Milliarden Jahren in der Sonne verglühen, ohne unser dann längst, vermutlich in erdgeschichtlich naher Zukunft schon, untergegangenes Menschengeschlecht noch zu betreffen, für das jene Glaubensvision doch bestimmt war.

„Glaube“ ist ein sehr unterschiedlich verstandener Begriff, der sich als religiöser Terminus nur auf Unbegreifbares, nicht aber auf Unmögliches (Widerleg-

bares) beziehen sollte, auch nicht auf grundsätzlich brüchige „Glaubenstatsachen“ wie das „leere Grab“. Die Menschen jener frühen Tage der Christenheit, und auch noch viele heutige, bedurften und bedürfen aber zur Veranschaulichung ihrer Glaubenserfahrungen anderer Mittel als heutige „Intellektuelle“.

Bei so unterschiedlichem Denken und Erleben kann „Auferstehung“ deshalb, und darf das auch, nur in gegenseitigem Gewährenlassen gefeiert werden. Heutige Verkündigung jener alten Worte, dass „alles neu“ werde, sollte durchblicken lassen, dass sie für uns nichts mit einer zukünftig anderen Erde oder einem neuen Kosmos in natürlichem Sinn zu tun habe.

Der natürliche Tod ist kein Feind, den man durch die Hoffnung auf ein ewiges Leben besiegen müsste. Er ist als Element der Schöpfung vielmehr Bedingung des Lebens.

Hoffnung über den Tod hinaus kann nur in dem Glauben bestehen, dass es über aller uns umgebenden Vergänglichkeit ein Unvergängliches gibt, das wir Gott nennen: „Ewigkeit, in die Zeit leuchte hell herein“, - ein Glaube, der uns umso näher liegen kann, als wir für alles hier nicht erfüllte, ja vielfach in irdischer Trostlosigkeit verbrachte Leben einen Ausgleich in einem Jenseits erhoffen wollen, wobei sich Zeit in jenem Drüben doch gar nicht denken lässt.

Auch ob wir aus den Erfahrungen in diesem Leben an Liebe und Leid, irdischer Schönheit und Herrlichkeit etwas in ein geglaubtes Jenseits hinübernehmen können, ist uns verborgen. Dass wir Heutigen „einen kurzen Augenblick der Weltgeschichte erleben, den eine kleine Gruppe von Menschen auf diesem Planeten in vollen Zügen genießen kann, die andern aber nicht“ (Dennis Meadow, Club of Rome, 1972), in Dankbarkeit auf der einen, im Verstummen auf der anderen Seite; aber auch die Flüchtlingsströme und vieles andere die Menschheit Belastende sind im Blick auf die verkündete Gerechtigkeit Gottes ein abgründiges Geheimnis.

In Dankbarkeit für Gottes Güte und Liebe stehen wir zugleich vor jenem allumfassenden „deus absconditus“ (dem verborgenen Gott) Martin Luthers, dem in - allerdings nicht-dualistischer Weise - auch alle dunklen und bösen Mächte untertan erscheinen, gemäß der „knirschenden“ Zusage auch der „Dämonen“, Gottes Willen nur zu tun, in Conrad Ferdinand Meyers tiefsinnigem Gedicht mit der Überschrift „Ja“.

Das Ja zu allem, was geschieht, ist Glaube auch vieler unserer geistlichen Lieder, von dem niemand wissen kann, ob er ihn bestehen werde oder würde. Von Jesus, glauben wir, ist er auch uns zum Heil bezeugt: „Denn statt des Einen leiden unser Zwei:/ Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei“ (Conrad Ferdinand Meyer: Huttens letzte Tage).

Es gibt noch eine andere große, altchristliche Vision, die über alle Weiten und Unendlichkeiten des uns heute „bekannten“ Kosmos hinausgreift: den „kosmischen Christus“, der „vor aller Zeit“ existiert haben und im Auftrag Gottes, des Schöpfers und Vaters - als zweite Person der Trinität - alles geschaffen haben soll. In dem Doppelnamen Jesus Christus verbindet er sich nach kirchlicher Lehre unter Berufung auf das erste Kapitel des Johannesevangeliums (als das Wort, der logos) und mehrere neutestamentliche Briefe mit der schlichten Gestalt des irdischen Jesus, entsprechend der Verbindung einer „Jesulogie“ von unten (Glaube an den gottverbundenen Menschen Jesus) mit einer Christologie von oben (Glaube an den Pantokrator, den Allherrscher, in den Bildnissen mittelalterlicher Kirchen).

Es ist die Theologie der Menschwerdung des ewigen Gottes, mit der verglichen vielen von uns die untheologischen Verse Goethes im Nachlass zum „Westöstlichen Divan“ näher stehen dürften: „Jesus fühlte rein und dachte/ sich den einen Gott im Stillen./ Wer ihn selbst zum Gotte machte,/ kränkte seinen heiligen Willen.“

Man fragt sich, warum das Wort Jesu „Niemand ist gut als Gott allein“ (Markus 10,18) in der traditionellen Kirchensprache so selten vorkommt.

Der biblische Weg der Schöpfung durch den kosmischen Christus von einem Ursprung bis zur Vollendung mag zunächst eine scheinbare Parallele in der Evolution des irdischen Lebens von seinem Beginn bis zum Menschen haben und ist doch etwas völlig anderes: nämlich eine von Anfang an fertige, den Menschen von Beginn an einschließende, durch dessen Abfall von Gott allerdings brüchige und deshalb einer endlichen Vollendung bedürftige Schöpfung.

Naturwissenschaftlich gesehen ist der Mensch dagegen nur ein spätes Glied einer sich stetig ändernden Schöpfung, ob zum Übergang oder Untergang bestimmt, steht dahin.

Aber er ist das einzige Geschöpf, das seinen Schöpfer zu ahnen oder gar zu glauben und dessen Schöpfung zu erkennen vermag. Diese Sonderstellung des seiner selbst bewussten Menschen lässt auch die gehante, sein irdisches Leben überdauernde Beziehung zu einer höheren, jenseitigen Welt als denkbar erscheinen.

Unheil nur vorletztes Wort?

Die Kulissen von Bösem, Unheil und Heil sind verschiebbar. Während Leibniz das menschlich Böse, die Sünde also, für die Ursache der natürlichen Unordnungen einer anfangs makellosen Schöpfung hielt (siehe oben), sah die Physiko-

theologie (natürliche Theologie) vergangener Jahrhunderte die Sache umgekehrt. Die Mängel und Katastrophen der Natur wurden auf Heil und Nutzen für den Menschen hinterfragt.

So dichtete der schweizerische Arzt und Forscher Albrecht von Haller (1708-1777): „Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände/ sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.“

Der Philosoph Immanuel Kant (1724-1804) stellte den Schrecken des Lissabonner Erdbebens von 1755 die Wohltaten wie warme Quellen, Erzlagerstätten usw. zur Seite, die den gleichen erdinneren Kräften wie die Erdbeben entspringen und ein solches gleichsam kompensierten.

Andere Autoren priesen Gott dafür, dass er wüstenhafte Gebiete nur dort geschaffen habe, wo keine Menschen wohnen, statt umgekehrt auf die Meidung solcher Gebiete durch den auf Wasser angewiesenen Menschen zu schließen. Natürliches Unheil wurde zu Recht aus der Verkettung mit dem menschlich Bösen gelöst, ja in Heil umgedeutet.

Und tatsächlich gilt in der Schöpfung ja auch, dass Unheil in irgendeiner anderen Richtung auch wieder zum Heil wird.

Heute fügt menschliche Hybris (Vermessenheit) der Natur Unheil neuer Art zu, auf das sie auf eine zu Zeiten der Physikotheologie noch unbekannte Weise zurückschlägt. Erdgeschichtlich gesehen sind diese Gefahren freilich nicht neu, gab es Luftverschmutzung, Waldsterben, Erwärmung, Meeresspiegelanstieg in vergangenen Epochen doch immer schon. Aber es gab bis „vor Kurzem“ noch keine Menschen und keine menschlichen, erst einige Jahrtausende alten Hochkulturen.

Deren heute drohendem Untergang haben wir nun für die dem menschlichen Geschlecht noch beschiedene Zeit entgegenzusteuern, um auch kommenden Generationen noch das Glück des Lebens - und wie viel Glück gibt es trotz allem anderen noch auf dieser Erde! - zu sichern.

Vieles freilich entzieht sich unserem Einfluss. Es gab in der Erdgeschichte immer wieder große, die Lebewelt bedrohende und partiell vernichtende Ereignisse infolge irdischer oder kosmischer Ursachen, die die ganze Menschheit heute oder morgen gefährden können.

So schwer Glaube hier auch ist: Für den Einzelmenschen ändert sich nichts unter den alten Worten: „Mitten wir im Leben sind vom Tod umfangen“, und, unbegreifbar, bezweifelbar, unwiderlegbar: „Er hält uns doch in Händen, der alle Himmel hält“.

Wer war Jesus wirklich?

Es gibt kein Zurück hinter die neuzeitliche Forschungsgeschichte

Professor Dr. Werner Zager, der Präsident des Bundes für Freies Christentum, ist ein Experte in der Jesusforschung. Das zeigt auch sein neuestes Buch: „Jesus aus Nazareth - Lehrer und Prophet. Auf dem Weg zu einer neuen liberalen Christologie“, Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 2007 (besprochen in Freies Christentum 2/2007, S. 48-49). Im folgenden Beitrag behandelt er Fragen eines zeitgemäßen Verständnisses Jesu von Nazareth im Rückblick auf die neuzeitliche Evangelienkritik und in Auseinandersetzung mit dem neuen Jesus-Buch von Papst Benedikt XVI.

1. Die Entwicklung der historischen Jesusforschung

Der Hamburger Orientalist Hermann Samuel Reimarus (1694-1768) war einer der Ersten, die die historische Frage: „Wer war Jesus wirklich?“ in aller Klarheit stellten. In seiner „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“, aus der Gotthold Ephraim Lessing nach dem Tod ihres Verfassers in den Jahren 1774 bis 1778 sieben Fragmente veröffentlichte, hatte Reimarus folgende Auffassung vertreten: Während Jesus als politischer Messias anerkannt sein wollte, wäre er nach der Kreuzigung vonseiten seiner Jünger zu einem geistlichen leidenden Erlöser gemacht worden. Sie hätten seinen Leichnam heimlich beseitigt und ihn danach als auferstandenen und zum Endgericht kommenden Welterlöser verkündigt. Erweist sich auch die „Betrugshypothese“ als unhaltbar, so hatte Reimarus doch die Vorstellungswelt Jesu historisch zutreffend als von Endzeiterwartung bestimmte Weltanschauung erfasst.

Ein zweiter kritischer Anstoß zur Jesusforschung ging von David Friedrich Strauß (1808-1874) aus. Das Hauptverdienst seines Werks „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“ (1835) besteht in der Anwendung des Mythosbegriffs auf die Evangelien.

Strauß zufolge lieferte das Alte Testament den reichsten Stoff für die mythische Ausgestaltung der Jesusüberlieferung: Als größter Prophet musste Jesus die alttestamentlichen Propheten überbieten, als Erneuerer der jüdischen Religion durfte er in keiner Weise hinter Mose zurückbleiben, und an ihm als dem Messias sollten sich sämtliche messianischen Weissagungen erfüllen.

Im Gegensatz zu Reimarus nahm Strauß keine betrügerische Absicht der Anhänger Jesu an. Ferner erkannte er, dass das Johannesevangelium von theologischen Vorgaben aus geschrieben und historisch weniger verlässlich als die synoptischen Evangelien (Matthäus-, Markus- und Lukasevangelium) ist. Nicht überzeugen konnte dagegen Strauß' Verhältnisbestimmung der Synoptiker untereinander: Matthäus und Lukas seien die beiden ältesten Evangelien und Markus ein Exzerpt.

Nach diesen beiden kritischen Anstößen nahm die im wilhelminischen Deutschland führende liberale Theologie sich der historischen Jesusfrage an. Die von ihr betriebene Leben-Jesu-Forschung war darum bemüht, das altkirchliche Christudogma zu überwinden und durch historisch-kritische Rekonstruktion der Persönlichkeit Jesu und dessen Geschichte christlichen Glauben zu erneuern. Als Grundlage diente die „Zwei-Quellen-Theorie“. Danach ist das Markusevangelium das älteste Evangelium, das von Matthäus und Lukas als Quelle benutzt wurde; darüber hinaus gebrauchten diese beiden Evangelisten noch eine zweite schriftliche Quelle, die hauptsächlich Sprüche und Reden Jesu enthalten habe. Heinrich Julius Holtzmann (1832-1910) betrachtete den Markusbericht als zuverlässige Wiedergabe des geschichtlichen Ablaufs und zeichnete von da aus ein Bild der messianischen Geschichte Jesu von der Taufe bis zum tragischen Ende am Kreuz, wobei die Bedeutung der Enderwartung für Jesus in Abrede gestellt wurde.

In seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ (1906/1913) hat Albert Schweitzer (1875-1965) nicht nur die Forschungsgeschichte dargestellt, sondern auch seine eigene konsequent endzeitliche Deutung von Botschaft, Wirken und Selbstverständnis Jesu entwickelt.

Zum Erliegen der Leben-Jesu-Forschung trug nicht zuletzt William Wredes (1859-1906) Untersuchung „Das Messiasgeheimnis in den Evangelien“ (1901) bei, die das Markusevangelium nicht als Geschichtsbericht, sondern als Ausdruck der Gemeindedogmatik zu verstehen lehrte.

In der seit dem Ende des Ersten Weltkriegs aufkommenden Dialektischen Theologie - repräsentiert u.a. von Karl Barth, Eduard Thurneysen und Rudolf Bultmann - galt das theologische Interesse nicht mehr dem historischen Jesus, sondern Gottes Heilshandeln in Kreuz und Auferstehung.

Mit seinem Vortrag „Das Problem des historischen Jesus“ führte 1953 Ernst Käsemann (1906-1998) die „neue Frage“ nach dem historischen Jesus ein. Deren Rechtmäßigkeit sah Käsemann darin gegeben, dass die Urchristenheit den erniedrigten mit dem erhöhten Herrn identifizierte. Damit bekunde sie, „dass sie nicht willens ist, einen Mythos an die Stelle der Geschichte, ein Himmelswesen an

die Stelle des Nazareners treten zu lassen“. Aus dem Schülerkreis Bultmanns beteiligten sich auch Günther Bornkamm, Ernst Fuchs, Herbert Braun und Gerhard Ebeling an der Jesusforschung, die von dem theologischen Interesse bestimmt war, christliche Identität durch Abgrenzung Jesu gegenüber dem Judentum zu begründen.

Seit den 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts setzte zunächst im angelsächsischen Bereich die sogenannte „dritte Frage“ nach dem historischen Jesus neue Akzente: sozialgeschichtliches Interesse, Einordnung Jesu in das Judentum seiner Zeit, Auswertung auch nicht-biblischer Quellen. Diese Phase der Jesusforschung dauert bis heute an. Von evangelischer Seite beteiligen sich hier u.a. Gerd Theißen und Wolfgang Stegemann; von katholischer Seite seien Martin Ebner und Ludger Schenke genannt.

2. Ergebnisse der historischen Rückfrage nach Jesus

Von Jesu Lebensweg sind nur einige wenige Stationen historisch zu sichern: Herkunft aus dem galiläischen Nazareth als Sohn des Bauhandwerkers Joseph und dessen Frau Maria (Markus 6,3), geboren wohl noch unter der Regierung des jüdischen Königs Herodes des Großen ca. 4 vor Christus (Matthäus 2,1), Umkehr-Taufe durch den Gerichtspropheten Johannes im Jordan (Markus 1,9-11), prophetische Wirksamkeit als Wanderprediger der anbrechenden endzeitlichen Gottesherrschaft, verbunden mit der Sammlung eines Jüngerkreises, Zug nach Jerusalem, Gefangennahme auf Veranlassung der jüdischen Tempelaristokratie (Markus 14,43-52) wegen seiner Zeichenhandlung im Jerusalemer Tempel, die die bevorstehende endzeitliche Ablösung des Tempelkults signalisierte (Markus 11,15-17) und Kreuzigung als politischer Rebell („König der Juden“ - so der Kreuzestitel nach Markus 15,26 parr.) auf Befehl des römischen Präфекten Pontius Pilatus wahrscheinlich am 14. Nisan (also im April) des Jahres 30.

Wie für jeden frommen Juden, so war auch für Jesus die Thora, d.h. die fünf Bücher Mose bzw. die darin enthaltenen Gebote und Verbote, Kundgabe des Willens Gottes. Zugleich setzte er aber besondere Akzente.

Hinsichtlich der Ethik verschärfte Jesus die Bestimmungen der Thora, wenn er etwa das alttestamentliche Verbot des Ehebruchs überbot: „Ich aber sage euch: Jeder, der eine Ehefrau ansieht, um sie zu begehren, hat schon mit ihr in seinem Herzen die Ehe gebrochen“ (Matthäus 5,28).

Dagegen ist in Bezug auf Kultus und Ritus eine Lockerung der Normen zu beobachten. Denken wir nur an Jesu Heilungen am Sabbat, die er rechtfertigte mit Aussprüchen wie: „Der Sabbat ist um des Menschen willen geworden, und

nicht der Mensch um des Sabbats willen“ (Markus 2,27) oder „Ist es erlaubt, am Sabbat Gutes zu tun oder Böses zu tun, Leben zu retten oder zu töten?“ (Markus 3,4).

Jesus verstand sich nicht nur selbst als einen Propheten, sondern wurde auch so von seinen Zeitgenossen wahrgenommen. Den Mittelpunkt seines prophetischen Verkündigens und Wirkens bildete das Kommen der endzeitlichen Gottesherrschaft. Damit befand er sich in der Nachfolge Johannes des Täufers, dessen Botschaft und Umkehr-Taufe durchdrungen waren einerseits von der akuten Naherwartung des für Israel unmittelbar bevorstehenden Endgerichts, andererseits zugleich von der Hoffnung auf die endgültige irdische Durchsetzung der Herrschermacht Gottes.

Charakteristisch für Jesus war, dass er verkündigte, Gottes endzeitliche Herrschaft setze sich bereits gegenwärtig durch. Mit dem Satanssturz aus dem Himmel, den Jesus schaute (Lukas 10,18), hat aus seiner Sicht bereits das Endgericht begonnen, und die Überwindung des Satansreiches vollzieht sich sowohl in seinem eigenen exorzistischen Handeln als auch in dem seiner Jünger (vgl. Lukas 11,20). Gottes Herrschaft verwirklicht sich Jesu Botschaft zufolge in einem Prozess, der in naher Zukunft zum Abschluss kommen wird.

Ein wahrhaftiges Verständnis Jesu kann meines Erachtens seinen Ausgang nicht bei den altkirchlichen Glaubensbekenntnissen nehmen, sondern muss bei der geschichtlichen Person Jesu einsetzen, dem jüdischen Propheten der Gottesherrschaft.

Zum einen entspricht dies Jesu Antwort auf die Frage des reichen Mannes, was er tun müsse, um das ewige Leben zu gewinnen (Markus 10,17-22). Jesus weist nämlich gleich zu Beginn die Anrede mit „guter Meister“ zurück und stellt heraus, dass nur Gott allein gut sei.

Diese Reaktion Jesu „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott allein“ ist schwerlich erst christlicherseits ausgedacht und Jesus in den Mund gelegt worden, bereitete sie doch schon dem Evangelisten Matthäus Probleme. Deshalb änderte er hier die Markusvorlage ab und formulierte viel weniger verhänglich: „Warum fragst du mich über das Gute?“ (Matthäus 19,17). Bis heute ist es so, dass dieses Wort Jesu „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott allein“ zum einen für jede traditionelle Christologie (= Jesus ist „wahrer Gott und wahrer Mensch“) ein Ärgernis bleibt, zum andern aber zum Fundament einer liberalen Christologie gehört, die mit dem Menschsein Jesu Ernst macht.

Zum anderen müssen wir eingestehen, dass Jesu Hoffnung auf das Kommen des endzeitlichen Gottesreiches sich nicht so erfüllte, wie es seiner Erwartung

entsprach. In dieser Hinsicht vermag Jesus - um eine Wendung Albert Schweitzers aufzugreifen - „für uns nicht eine Autorität der Erkenntnis, sondern nur eine des Willens zu sein“. Gottes Reich gilt es von uns im Alltag dieser Welt zu verwirklichen und nicht lediglich einfach zu erhoffen. Maßgeblich ist dabei Jesu Ethik, die uns insbesondere in der Bergpredigt (Matthäus 5-7) begegnet.

Von Jesu Person und Wort ging und geht auch heute eine geistige Strömung aus, die - befreit von vergangenen Vorstellungsformen - Menschen ergreift, deren Denken, Glauben, Hoffen und Lieben vertieft und neues geistiges und ethisches Wachstum hervorbringt.

3. Das Jesusbuch Benedikts XVI. aus evangelischer Sicht

Ein „Ausdruck meines persönlichen Suchens ‚nach dem Angesicht des Herrn‘“ - mit diesen Worten beschreibt Joseph Ratzinger - Benedikt XVI. (so nennt sich der Autor selbst) den ersten Teil seines Werks „Jesus von Nazareth“. Pünktlich zu seinem 80. Geburtstag ist dieser Band erschienen. [Benedikt XVI./ Joseph Ratzinger: Jesus von Nazareth. Erster Teil. Von der Taufe im Jordan bis zur Verklärung, Herder Verlag, Freiburg 2007.]

Das Werk möchte „in keiner Weise ein lehramtlicher Akt“ sein, weswegen es jedermann frei stehe, ihm zu widersprechen. Bevor ich von dieser päpstlichen Erlaubnis Gebrauch mache, gilt es, sich das Anliegen des Verfassers zu verdeutlichen.

(3.1) Was hat den Papst zum Schreiben dieses Jesusbuches veranlasst?

Es ist - nach seiner eigenen Aussage - der seit den 50er-Jahren immer tiefer werdende Riss zwischen dem „historischen Jesus“ – das heißt dem Jesus, wie ihn die historische Forschung zu erkennen gibt - und dem „Christus des Glaubens“ – das heißt dem Jesus, wie ihn die Kirche lehrt. Die Jesusforschung habe den Eindruck entstehen lassen, „dass wir jedenfalls wenig Sicheres über Jesus wissen und dass der Glaube an seine Gottheit erst nachträglich sein Bild geformt habe“.

(3.2) Welche Lösung bietet uns Benedikt an?

Einerseits macht er die in der Bibelwissenschaft angewandte historisch-kritische Methode dafür verantwortlich, da sie die Texte im Vergangenen belasse und die „Gleichmäßigkeit des Geschehenszusammenhangs der Geschichte“ voraussetze, das heißt kein Eingreifen Gottes in die Geschichte zulasse. Andererseits

hält er sie aber für unverzichtbar. Für den biblischen Glauben sei es nämlich „wesentlich, dass er sich auf wirklich historisches Geschehen bezieht“. Entscheidend ist es nun für Benedikt, dass die historisch-kritische Bibelauslegung durch eine solche Auslegung überschritten wird, die die Einheit der Bibel voraussetzt und den einzelnen Bibeltext als Teil eines Ganzen interpretiert. Dabei wird Jesus Christus als Schlüssel zum Verständnis der Bibel insgesamt betrachtet.

Die Bibel ist nach Benedikt von Gottes Geist durchdrungen, insofern der einzelne Autor in einer lebendigen Gemeinschaft spreche, in deren Bewegung Gott selbst am Werk sei.

Mit anderen Worten: „Das Volk Gottes - die Kirche - ist das lebendige Subjekt der Schrift; in ihr sind die biblischen Worte immer Gegenwart.“

Mit Hilfe dieser dogmatischen Konstruktion, die übrigens die (römisch-katholische) Kirche und damit das päpstliche Lehramt über die Schrift stellt (entgegen der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung des Zweiten Vatikanischen Konzils, Kapitel 3), wird der garstige Graben der Geschichte überbrückt.

So wird es Benedikt möglich, im Folgenden den Jesus sowohl der ersten drei Evangelien als auch den des Johannesevangeliums als den wirklichen Jesus darzustellen und diesen mit dem Gottmenschen des kirchlichen Dogmas gleichzusetzen. Dass eine solche Konstruktion nicht tragfähig ist, soll an einigen wichtigen Punkten aufgezeigt werden.

(3.3) Worin ist zu widersprechen?

Es fällt auf, dass Benedikt immer wieder sich mit der sogenannten liberalen Theologie auseinandersetzt, einer im Protestantismus ausgebildeten theologischen Richtung also, die Forschung und Lehre in Freiheit von dogmatischen Vorgaben, aber dem Evangelium verpflichtet und im Gespräch mit Wissenschaft und Kultur betrieht und betreibt.

Obwohl die liberale Theologie ihre Blütezeit bei uns in Deutschland im Wilhelminischen Zeitalter hatte, so erlebt sie doch in unseren Tagen - mit gutem Grund! - eine Renaissance. Somit verhält sich Benedikt jedenfalls in dieser Hinsicht keineswegs zeitwidrig.

In den Brennpunkt der päpstlichen Kritik gerät Adolf von Harnack (1851-1930) mit seiner berühmten These: „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein.“ Benedikts Widerspruch verkennt, dass Jesus selbst sich nie zum Gegenstand seiner Verkündigung gemacht hat.

Zwar räumt Benedikt ein, dass die Ankündigung vom nahe gekommenen Reich Gottes „die Mitte von Jesu Wort und Wirken“ bildete, zugleich wird diese richtige Feststellung aber stark eingeschränkt, indem er die endzeitliche Ausrichtung der Reich-Gottes-Botschaft (Weltende, Totenauf resurrection, Gericht) beiseite lässt. Die Nähe des Reiches Gottes bestehe in Christus, und weil Jesus Gott - der Sohn - sei, darum sei „seine ganze Verkündigung Botschaft seines eigenen Geheimnisses“.

Es versteht sich von selbst, dass Benedikt mit keinem Wort auf Jesu deutliche Selbstunterscheidung von Gott eingeht, der allein gut genannt zu werden verdient (vgl. Markus 10,17-18).

Nur nebenbei sei bemerkt, dass der „Nachfolger Petri“ sich mit seiner Reich-Gottes-Deutung im Gegensatz zu einem wohlbegründeten Konsens evangelischer und katholischer Bibelwissenschaft befindet.

(3.4) Was ist gelungen?

Auf eine Perle, die sich in Benedikts Jesusbuch findet, sei noch hingewiesen: seine existenzielle Auslegung des Gleichnisses von den zwei Brüdern (dem verlorenen und dem daheim gebliebenen Sohn) und dem gütigen Vater (Lukas 15,11-32). In Benedikts Deutung des älteren Sohnes fällt möglicherweise ein Licht auf seinen eigenen Glaubensweg, wenn er schreibt: „In der Bitterkeit der Güte Gottes gegenüber wird eine innere Bitterkeit des geleisteten Gehorsams sichtbar, die die Grenzen dieses Gehorsams anzeigt: Inwendig wären sie [die Frommen] wohl auch gerne ausgerast in die große Freiheit. [...] Sie tragen ihre Freiheit eigentlich doch als Knechtschaft und sind nicht zum wirklichen Sohnsein gereift. Auch sie brauchen noch einen Weg; sie können ihn finden, wenn sie einfach Gott recht geben, sein Fest als ihres mit annehmen.“

Insgesamt jedoch bedeutet das päpstliche Jesusbuch eine Rückkehr zu einem Jesusverständnis, das hinter die Aufklärung zurückführt und damit ein neues der Wahrhaftigkeit und der Freiheit des Denkens und Glaubens verpflichtetes Reden über Jesus um so dringlicher macht.

Bücher

Carsten Rührup: Christologische Konzeptionen der Pluralistischen Religionstheologie. Systematische Darstellung und Diskussion (Europäische Hochschulschriften Reihe 23, Theologie, Band 812). Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main u. a. 2005 (ISBN 978-3-631-54432-7), 375 Seiten, broschiert. 56,50 Euro.

In seiner Marburger Dissertation von 2005 „Christologische Konzeptionen der Pluralistischen Religionstheologie“ unternimmt Carsten Rührup im ersten Teil (S. 25-246) eine systematische Darstellung der Konzeptionen von John Hick (geb. 1922), Paul Knitter (geb. 1939), Leonard Swidler (geb. 1929) und Raimon Panikkar (geb. 1918). Dabei klärt er zunächst deren philosophische, theologische und geistesgeschichtliche Voraussetzungen, um daraufhin die verschiedenen akzentuierten christologischen Entwürfe der genannten Vertreter einer Pluralistischen Religionstheologie problemorientiert zu analysieren.

Vier Probleme treten besonders hervor: (1) Die historische Frage nach Jesus und ihre Bedeutung für die traditionelle sowie für die pluralistische Christologie. (2) Das Problem der Inkarnationslehre, wonach Jesus als Mensch gewordener Gott betrachtet wird. (3) Das Problem der Einzigartigkeit bzw. Einzigkeit Jesu angesichts der Vielzahl der göttlichen Offenbarungen bzw. Manifestationen in anderen religiösen Traditionen. (4) Das Problem der Heilsbedeutung Jesu angesichts der beanspruchten Eigenständigkeit der nicht-christlichen Heilswege.

(Zu 1) Mit Ausnahme von Panikkar spielen die im Verlauf der Neuzeit virulent gewordenen historischen Fragen im Blick auf Jesus für die pluralistischen Christologien eine herausragende Rolle. So kommt für Hick „dem Leben und der Botschaft Jesu eine zentrale Bedeutung für den christlichen Glauben zu, da sie sich als zeitlos gültige und wirkungsvolle Inhalte erwiesen“ haben. Im Gegensatz zu den traditionellen Dogmen „habe das Vorbild Jesu und sein exemplarisches Gottesverhältnis nichts von seiner Kraft eingebüßt, da es ein zeitloses Idealbild der Humanität in vollkommener Offenheit auf Gott hin darstelle“ (S. 48 f). Auch für Knitter ist Jesu befreiende Botschaft und Praxis schlechthin zentral und normativ für den christlichen Glauben und darüber hinaus. Swidler schließlich hält den historischen Jesus ohne Einschränkung für den Maßstab der Christologie. Genauer gesagt, wird der *Jude* Jesus (Swidler verwendet nicht von ungefähr den Namen „Yeshua“) zum Prüfstein aller Lehren über ihn einschließlich derer des Neuen Testaments. „An ihm wird das Verständnis dessen, was christlich ist, ausgerichtet“ (S. 146).

Es ist plausibel, dass in diesem Zusammenhang die traditionellen Lehren über Jesus (sein Gottsein bzw. seine Gottessohnschaft, seine Messianität) kritisch revidiert werden - wie ja auch die historischen Untersuchungen zur Entwicklung verschiedener christologischer Konzepte seit neutestamentlichen Zeiten zur kritischen Relativierung dieser Konzepte geführt haben.

(Zu 2) Besonders die Lehre von der Inkarnation und ihre Entwicklung hin zur Zweinaturenlehre von Chalcedon (451)

wird von pluralistischen Theologen einer grundlegenden Kritik unterzogen. Danach verkörpert Jesus zwar die göttliche Liebe (Hick), die befreiende Kraft des göttlichen Reiches (Knitter), die vollkommene Offenheit für das Göttliche (Swidler) oder das Symbol des universalen Christus (Pannikar) und ist in dieser Weise selbst göttlich. Aber er ist kein Mensch gewordener Gott, der sich darin von allen anderen göttlichen Offenbarern bzw. Manifestationen qualitativ unterscheidet. Die Verehrung Jesu als Gott wird von daher als Idolatrie (Götzendienst) kritisiert (Knitter).

(Zu 3) Die „Frage nach der Einzigkeit Jesu Christi“ hält Rührup für „das eigentliche Kernproblem Pluralistischer Christologie“. „Die Bedeutung der Fragestellung wird allseits anerkannt. Kritiker der Pluralistischen Religionstheologie betonen, Christus als einziger Heilsbringer sei unaufgebbarer Basissatz des christlichen Glaubens. [...] Die Theologie begeben sich in die Gefahr, ihre Mitte preiszugeben, wenn die Unvergleichlichkeit und Einzigartigkeit der Menschwerdung Gottes zur Disposition gestellt werde“ (S. 287). Dementsprechend aufmerksam verfolgt Rührup diese Fragestellung bei den von ihm analysierten christologischen Konzeptionen.

Fazit: Jesus ist weder als Heilsmittler noch als Verkörperung des Göttlichen einzig, ist vielmehr vergleichbar mit anderen Heilsmittlern bzw. Verkörperungen des Göttlichen. Am Beispiel Knitters: „Einzigartigkeit bedeute nicht, dass Jesus eine Stufe erreicht, die sonst keinem zukomme, d.h. er ist nicht *der einzige*“. Die Offenbarung Gottes in Jesus ist demzufolge nicht endgültig, unüberbietbar, vollständ-

dig. Andererseits bedeutet Einzigartigkeit „mehr als die (banale) Feststellung, dass jeder Mensch und jedes Individuum ‚einzigartig‘ ist“. Sie besagt vielmehr, dass Jesus von universaler, unentbehrlicher und entscheidender Bedeutung für die Menschheit („für alle Völker aller Zeiten“) ist (S. 118).

(Zu 4) Zum Problem der Heilsbedeutung Jesu angesichts der beanspruchten Eigenständigkeit der nichtchristlichen Heilswege muss hier nur noch wenig gesagt werden. Aus dem soeben Dargelegten ist ersichtlich: Jesus eröffnet zwar einen universalen, unentbehrlichen und entscheidenden Heilsweg - also keineswegs nur irgendeinen beliebigen unter vielen anderen. Ebenso wenig aber eröffnet er den einzigen Heilsweg, während andere Wege das Heil verfehlen. In diesem Zusammenhang wird besonders die traditionelle christliche Kreuzestheologie durch die pluralistischen Theologen einer einschneidenden Kritik unterzogen.

Nach seiner sehr sorgfältigen Darstellung diskutiert Rührup im zweiten Teil seiner Untersuchung (S. 247-358) die analysierten Konzeptionen „im Spiegel christologischer Grundsatzfragen“, und zwar „im Kontext der kritischen Diskussion, die sich um die Positionen der Pluralistischen Theologie gebildet hat“ (S. 22). Im Wesentlichen werden vor allem die oben kurz erläuterten vier Probleme sehr differenziert und kundig diskutiert und in (sieben) „grundlegende Anfragen“ gebündelt.

Die bemerkenswertesten von ihnen lauten: „Kann der Glaube im allgemeinen und der Glaube an Jesus Christus im besonderen als eine nur relative Gewissheit betrachtet werden?“ (S. 266). Ist die Bot-

schaft von der Auferstehung Jesu „vor dem Hintergrund des biblischen Zeugnisses und der Verkündigung der Urkirche als unverzichtbarer Ausgangspunkt der Christologie anzusehen“, oder kann diese unter Rückbezug auf den historischen Jesus hinreichend entwickelt werden? (S. 275). Kann sich die Theologie von der Deutung der Person Jesu als Selbstoffenbarung Gottes im Sinne einer Identität Jesu mit dem „Sohn“ als zweiter Person der göttlichen Trinität verabschieden? (S. 294). „Kann die christliche Theologie Jesus als einen vom Geist Gottes inspirierten Menschen denken, der sich diesbezüglich von allen anderen Menschen ‚nur‘ [...] graduell unterscheidet, oder sind die damit verbundenen Konsequenzen für den christlichen Glauben ... inakzeptabel?“ (S. 341).

Insgesamt ist das Buch von Rührup nicht nur sehr kundig und in der Darstellung sehr sorgfältig, es bietet auch eine sehr differenzierte, wenngleich manchmal zu detaillierte Diskussion und Argumentation. Dabei steht es den Anliegen der pluralistischen Christologie und Theologie aufgeschlossen gegenüber, ungeachtet vieler kritischer Fragen im Einzelnen.

Wolfgang Pfüller

Klaus-Peter Joerns: Lebensgaben Gottes feiern. Abschied vom Sühnopfermahl: eine neue Liturgie. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2007 (ISBN 978-3-579-08015-4), 238 Seiten, gebunden, 19,95 Euro.

Joerns, bis zum Ruhestand Professor für Praktische Theologie in Berlin, legt nach seinem im selben Verlag 2004 erschienenen Buch „Notwendige Abschiede“ (be-

sprochen in Freies Christentum 3/2005, S. 78-79) ein neues, ebenso allgemeinverständlich und engagiert geschriebenes Buch vor, das theologisch, liturgisch und für den interreligiösen Dialog ungemein anregend und hilfreich und für viele auch provozierend ist.

Die Fragestellung des Buches ist zunächst auf eine heute glaubwürdige christliche Gottesdienstgestaltung gerichtet, insbesondere auf eine Abendmahlsfeier, in der die Einsichten der neutestamentlichen Forschung ebenso ernst genommen werden wie die Möglichkeiten heutigen Verstehens. Dazu ist aber nicht nur ein Überblick über die Liturgiegeschichte nötig, sondern zugleich eine fundamentale theologische Besinnung darauf, wie Jesus Gott verkündigt hat.

Wie ein roter Faden zieht sich die Ablehnung des Sühnopfergedankens durch das ganze Buch. Das hat man in dieser Deutlichkeit bisher selten zu lesen bekommen. Bei freien Christen, die auch an diesem Punkt von Albert Schweitzer und Paul Tillich beeinflusst sind, rennt Joerns offene Türen ein, doch tut es ihnen gut, sich durch einen angesehenen wissenschaftlichen Theologen bestätigt zu wissen. Joerns schärft ein: Für Jesus selbst hat die Liebe Gottes und die Versöhnung mit Gott keine Vorbedingungen. Jesu Tod am Kreuz ist nicht das Werk oder der Wille eines Gottes, der nur vergeben könnte, wenn zur Sühne oder Wiedergutmachung Blut fließt. Jesu Tod am Kreuz stand nicht unter einem göttlichen „Muss“, sondern war ein durch menschliche Bosheit, Grausamkeit und Ignoranz verursachter Märtyrertod. Die Auferweckung Jesu zeigt aber, dass Jesu Botschaft von der Liebe Gottes

gilt. Wo dagegen die Auffassung vertreten wird, Gott hätte seinen Sohn opfern müssen, um Sünden vergeben zu können, dort ist es ein kurzer Weg dahin, andere Menschen angeblich aus Gründen der Heiligkeit Gottes, in Wirklichkeit aber aus eigenem Machtinteresse, über die Klinge springen zu lassen, sie also zu opfern. Dabei ist die Gnade Gottes nach Joerns keine billige Sache. Er unterstreicht als jesuanisch den Zusammenhang zwischen der Vergebung durch Gott und menschlichem Vergeben. In der fünften Bitte des Vaterunsers („und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“) kann sogar die Vergebung durch Gott an die mitmenschliche Vergabungsbereitschaft geknüpft werden.

Ein zweiter theologischer Gedanke, den Joerns im Zusammenhang der liturgischen Thematik betont, ist die Ablehnung des herkömmlichen Erwählungsgedankens, das heißt dass Gott ein bestimmtes Volk, sei es das Volk Israel oder sei es etwa die Kirche als das neue Israel, auf Kosten anderer Völker oder Glaubensgemeinschaften erwählt habe. Nein, Gottes Erwählung gilt grundsätzlich allen Menschen aller Völker, Kulturen und Religionen.

Mit eben diesen Gesichtspunkten sucht Joerns nach einer Gestaltung des Abendmahls (der Eucharistiefeyer), bei der der Opfergedanke als unnötiger Stolperstein aus dem Weg geräumt ist. Joerns wird in der Spezialgestalt einer frühchristlichen Eucharistiefeyer fündig, wie sie in der Didaché (um 100 nach Christus) beschrieben ist. Dort wird Gott gedankt für die Gaben der Schöpfung, für die Glaubenserkenntnis und für die durch Jesus offenbarte Unsterblichkeit, und es gibt den

Ausblick auf das künftige Reich Gottes. Joerns arbeitet das ein in einen eigenen variantenreichen Liturgieentwurf „ohne Sühnopfer- und Erwählungsvorstellungen“, aus dem durchaus auch einzelne Bausteine verwendet werden können. Er will damit nicht die ökumenische Bewegung durchkreuzen, in der heute eher eine Tendenz zur Vereinheitlichung in Richtung auf die Liturgieform der altkirchlichen Messe zu beobachten ist. Vielmehr zeigt sich für ihn die ökumenische Gemeinschaft gerade in einer Vielfalt von Liturgien, und die Einheit liegt in der gegenseitigen Gastfreundschaft und Anerkennung.

Neuland beschreitet Joerns mit einem „kleinen Lektionar außerbiblischer Lesungen für eine christliche Liturgie“ (S. 208-233). Hier sammelt er für verschiedene Kirchenjahreszeiten und thematische Schwerpunkte außerbiblische und außerchristliche religiöse Texte, die im christlichen Gottesdienst verlesen und ausgelegt werden können.

Schließlich plädiert Joerns nicht nur für eine „interreligiöse Ökumene“, sondern auch für „gemeinsame Gottesdienste von Christen und Nichtchristen“. Er begründet das damit, dass die Religionen alle „zur universalen Wahrnehmungsgeschichte Gottes gehören und Gott größer ist als sie selbst“ (S. 207). „Das erfordert allerdings ein großes Maß an selbstkritischer Demut“, fügt Joerns hinzu.

Man kann fragen, ob dem Anliegen „opferfreier Gottesdienste“ (S. 200) nicht auch so entsprochen werden kann, dass die Form der Messe (reformatorisch: der „Evangelischen Messe“) als Zeichen der gesamtchristlichen Verbundenheit benutzt

wird, aber dass in der Interpretation des „Ordinariums“ (der gleichbleibenden Texte) und in der Auswahl des „Propriums“ (der beweglichen Texte) auf den Sühnopfergedanken gänzlich verzichtet wird, weil er in der Tat der grundlosen Liebe Gottes zuwider ist und von Jesus weder in seinen Mahlfeiern noch in seinem letzten Mahl noch in seiner Verkündigung vertreten worden ist.

Andreas Rössler

Personen

Pfarrer Siegfried Wend gestorben

Am 10. Mai 2005 starb der Leipziger Pfarrer Siegfried Wend (geboren am 21. März 1915), der dem Bund für Freies Christentum über lange Zeit eng verbunden gewesen war. Erst in den letzten Jahren konnte er aus Gesundheitsgründen am Leben und am Gedankenaustausch des Bundes für Freies Christentum nicht mehr teilnehmen. Der evangelische Gemeindepfarrer war ein engagierter freier Christ. Zugleich war er religiöser Sozialist, beeinflusst von Leonhard Ragaz, ferner in der Friedensbewegung in der DDR tätig, und im Anschluss an Albert Schweitzer ein vehementer Vertreter des Tierschutzes. Die ersten institutionellen Kontakte zum Bund für Freies Christentum konnten zu DDR-Zeiten während einer Generalversammlung des Evangelischen Bundes geknüpft werden, an der Wend als Landesleiter der Kirchlichen Arbeitsgemeinschaft für Welt-

anschauungsfragen in Sachsen teilnehmen konnte. Zu seinem 80. Geburtstag wurde er in der Zeitschrift „Freies Christentum“ von dem mit ihm befreundeten Professor Manfred Haustein gewürdigt (3/1995, S. 46-47).

Zeitschrift

Register für „Freies Christentum“ 1987-2006

Pfarrer i.R. Wolfram Zoller hat ein Register für die Jahrgänge 1987-2006 der Zeitschrift „Freies Christentum“ erstellt. Im ersten Teil werden die Jahrgänge 1987-2003 aufgeschlüsselt, die Hellmut Haug als Schriftleiter betreute, im zweiten Teil die Jahrgänge 2004-2006 (Schriftleitung Andreas Rössler). Die Grobgliederung „Informativ Text“, „spirituelle Texte“ und „Buchbesprechungen“ gibt nur ein sehr flüchtiges Bild von der gründlichen Differenzierung des Registers. Jetzt ist es möglich, rasch die einzelnen Beiträge und ihre Autoren, die Themen, die Bibeltexte, die Rezensionen, die erwähnten Personen zu finden. Auf diese Weise kann mit der Zeitschrift als einem Forum eines freien Christentums ganz anders als bisher gearbeitet werden. Informationen, die sonst verloren zu gehen drohen, können jetzt bequem abgerufen werden.

Das Register kann zum Selbstkostenpreis von 8 Euro bei Wolfram Zoller bezogen werden (Ulrich-von-Hutten-Str. 61, 70825 Korntal-Münchingen, Telefon 0711-831660).

Mitgliederver- sammlung 2007

An die Mitglieder des Bundes für Freies Christentum

Gemäß § 6 unserer Satzung lade ich die Mitglieder des Bundes für Freies Christentum hiermit zur Mitgliederversammlung ein. Sie findet im Rahmen der Jahrestagung 2007 statt: am 22. September 2007 (Samstag) um 20 Uhr in der Evangelischen Akademie Bad Boll, Akademieweg 11, 73087 Bad Boll.

Dringend müssen die Vorstandswahlen durchgeführt werden. („Im Eifer des Gefechts“ habe ich versäumt, im letzten Jahr dazu aufzurufen. Ich bitte um Entschuldigung.)

Tagesordnung:

1. Bericht der Geschäftsführung
2. Kassenbericht und Entlastung
3. Vorstandswahlen
4. Veröffentlichungen
5. Berichte aus den Regionen
6. Jahrestagungen (2008: „Liberales Christentum - Perspektiven für das 21. Jahrhundert“. Themenvorschläge für weitere Jahrestagungen)
7. Verschiedenes

Sollten Mitglieder den Wunsch haben, weitere Punkte auf die Tagesordnung zu bringen, bitte ich um vorherige Mitteilung.

Stuttgart, 12. Juni 2007

Karin Klingbeil, Geschäftsführende Vorsitzende

Termine

Regionaltreffen in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils an Samstagen, 15 bis 18 Uhr.

7. Juli 2007. Pfarrer Heinrich Frommer: „Der Problemfall Augustin“.

10. November 2007. Pfarrer Wolfram Zoller: „Die Poesie bei David Friedrich Strauß“.

Jahrestagung 2007 des Bundes für Freies Christentum

21. bis 23. September 2007 in der Evangelischen Akademie Bad Boll.

Preise:

Tagungsgebühr 50 Euro.

Vollpension pro Person:

DZ mit Waschbecken 92 Euro, mit Dusche/WC 111 Euro.

EZ mit Waschbecken 117 Euro, mit Dusche/WC 139 Euro.

Verpflegung ohne Frühstück und ohne Unterkunft: 46,50 Euro.

Anmeldung (Tagungsnummer 640307):

bis spätestens 10. September an die Evangelische Akademie, Sekretariat Irmgard Metzger, Akademieweg 11, 73087 Bad Boll (Telefon 07164-79-347 oder -0; Fax 07164-79-5347 oder -440).

Programmablauf: siehe folgende Seite (die Umschlagseite 3).

Jahrestagung 2007 des Bundes für Freies Christentum

21. bis 23. September 2007 in der Evangelischen Akademie Bad Boll.
Thema: „Führt Wahrhaftigkeit zum Unglauben? David Friedrich Strauß
(1808-1874) als Bibelkritiker und Philosoph“

Freitag, 21. September

Bis 18 Uhr Anreise.

18.30 Uhr. Gemeinsames Abendessen.

19.30 Uhr. Begrüßung. Pfarrer Wolfgang Wagner (Bad Boll) und
Professor Dr. Werner Zager.

20 Uhr. Professor Dr. Werner Zager: „Einführung in Leben und Werk von
David Friedrich Strauß“.

Samstag, 22. September

8 Uhr. Morgenandacht. Pfarrer Wolfgang Wagner.

9 Uhr. Professor Dr. Bernd Hildebrandt (Greifswald): „David Friedrich
Strauß als systematischer Theologe. Zum Anliegen seiner Glaubenslehre“.

11 Uhr. Professor Dr. Wolfgang Erich Müller (Oldenburg): „Auf dem Weg
zu einer autonomen Verantwortungsethik - ausgehend von David Friedrich
Strauß' emanzipatorischer Christologie“.

16 Uhr. Professor Dr. Werner Zager: „'Der Prophet einer kommenden
Wissenschaft' - David Friedrich Strauß im Urteil Albert Schweitzers“.

17.15 Uhr. Arbeitsgruppen mit ausgewählten Texten.

19.30 Uhr. Pfarrer Wolfram Zoller: „Kostproben aus dem ‚Poetischen
Gedenkbuch‘ von David Friedrich Strauß“.

20.15 Uhr. Öffentliche Mitgliederversammlung des Bundes für Freies
Christentum.

Sonntag, 23. September

9.15 Uhr. Gottesdienst. Predigt: Pfarrer Wolfgang Wagner.

10.15 Uhr. Pfarrer Dr. Andreas Rössler: „David Friedrich Strauß als
nachchristlicher Philosoph. Oder: Führt radikale Wahrhaftigkeit zum
Unglauben?“

11.15 Uhr. Podiumsdiskussion unter Beteiligung des Plenums.

12.30 Uhr. Ende der Tagung mit dem Mittagessen.

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum, Kreissparkasse Esslingen 56 037 137 (BLZ 611 500 20) oder Postbank Hannover 1550 78-307 (BLZ 250 100 30).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619.

E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum

wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).